

Ivan Illich und Matthias Rieger

**VON DER VERBORGENEN SEITE DES
TEILENS**

Copyright and Date: Ivan Illich und Matthias Rieger, 1995

For further information please contact:

Silja Samerski
Albrechtstr.19
D - 28203 Bremen
Tel: +49-(0)421-7947546
Fax: +49-(0)421-705387
e-mail: piano@uni-bremen.de

VON DER VERBORGENEN SEITE DES TEILENS

Ivan Illich und Matthias Rieger

DAS TEILEN

Unser Gastgeber, Professor Kornwachs, hat in seinem Einladungs-Brief um eine Überlegung zur Geschichte des Teilens gebeten: Er betont, daß es dabei um alles Mögliche geht: das Aufteilen, Einteilen, Unterteilen, Mitteilen, das Verteilen, ja auch um die verteilende Gerechtigkeit. Nicht nur auf den ersten Blick ist diese Aufforderung verwirrend. Denn etwas uferlos Schlichtes ist damit in den Mittelpunkt eines dreitägigen Ulmer Gespräches ver-rückt worden.

Um diese Diskussion über das Teilen in Gang zu bringen, hat Dr. Kornwachs mich als Gesprächspartner für meinem verehrten Gevatter und Kollegen Ernst Ulrich von Weizsäcker eingeladen. Er steht seit ein paar Jahren weltweit für "Energiesteuer". Auch in Mexiko oder Berkeley können wir "Energiesteuer" nicht in den Mund nehmen, ohne daß unser Gegenüber die Augenbrauen hinaufzieht: "ja, ja, ich weiß schon: Herr von Weizsäcker!"

Kurz und bündig schlägt Weizsäcker vor, nicht wie bislang Geld-Ströme, sondern von nun an Energie-Flüsse zu besteuern. Steuer wird so zur Belastung von Vorgängen, durch die die Wirtschaft das Verhältnis zwischen Natur und Kultur unwiderruflich ändert. Ob und wie Energiesteuer zur Wirklichkeit wird, steht für uns heute nicht zur Diskussion. Uns geht es darum, den Symbolwert dieser Idee zu deuten. Denn mit der Besteuerung von Energie statt von Finanzen könnte sich das Wohlstands-Ideal einer modernen Gesellschaft ändern. Und das hat mit dem Teilen zu tun: anstelle des Ver-teilens kann damit das Teil-Haben in den Brennpunkt der politischen Kontroverse gerückt werden. Wir betrachten die Energiesteuer als intellektuelle Herausforderung, die verborgene Seite des "Teilens" zu beleuchten. Die Verhältnismässigkeit von Natur und Gesellschaft, das Hören von Musik und die Temperierung der Welt sind die drei Sätze, aus denen unser Argument komponiert ist. Wir beginnen mit einer expositio, wie man ehemals die Ouvertüre nannte.

ZUR ENERGIESTEUEER

Worum es geht, das wissen Sie: Menschen im Industriesystem brauchen nicht nur, sondern verbrauchen auch "Natur". Was sie selbst hinterlassen, ist nicht mehr Dung und Leiche, sondern ein Berg giftiger Asche. Vermüllung ist nicht eine Nebeneffekt, sondern ein gemeinsames Wesensmerkmal aller Formen der neuzeitlichen Technik. Fortschritt läßt sich - seit es ihn gibt - am Natur-Verbrauch noch besser ermessen als an der wachsenden Dissonanz zwischen Reich und Arm. Der typische Deutsche verbraucht - im Schnitt - 10 mal mehr Natur als der Mensch. Und wir hier sind nicht typische Deutsche, sondern Experten. Naturschutz verpflichtet uns zu einem Natur-Verbrauch - per ICE und Lufthansa - der über dem deutschen Durchschnitt liegt.

Natur-Verwertung, -Verbrauch und die damit gegebene gesellschaftliche Polarisierung waren bisher mit eiserner Logik an den Traum vom wachsenden Fortschritt geschweißt. Weizsäcker meint, daß ein Grund dieser Kontraproduktivität darin liegt, daß technische Effizienz nicht von sozialer Produktivität unterschieden worden ist. Seine Analyse der Funktion des Brennstoffes in der Industriegesellschaft erlaubt es ihm, diese Unterscheidung plausibel zu machen.

Technisch wäre es möglich, aus einem Gigajoule Energie viermal soviel "Wohlstand" herauszuholen wie bisher. Nicht die Energie-effizienz läßt sich dabei um einen Faktor 4 steigern, sondern das, was er die Energie-Produktivität nennt. Die Arbeitsproduktivität eines Schuhmachers vor 150 Jahren wurde ja nicht verzwanzigfacht, weil er 20 mal so schnell hämmerte. Entscheidend für das Anwachsen der sozialen Produktivität - könnte man da nicht besser "Zu-Frieden-heit" sagen? - sind Änderungen der Randbedingungen des Wirtschaftens und auch technischer Parameter: Recycling, Wärmedämmung, ökologische Landwirtschaft, Verlagerung von Fernfracht.

Weizsäcker schlägt vor, durch eine schrittweise Verteuerung der "Energie", die nach ihrer ökologischen Bedenklichkeit gestaffelt wird, und gleichzeitig bedeutende Steuersenkungen an anderen Stellen jährlich die Energieproduktivität um 3% zu steigern. Diese ökologische Steuerreform verschiebt die Profitabilität der Technologien des Investitionskapitals von Effizienz zu Produktivität und fördert damit die Rückwanderung der Arbeit in die Kleingruppe - vom Herstellen zum Reparieren, von der Dienstleistung zu ihrer Unterbindung. Er erwartet einen Abbau der Polarisierung und eine Reduktion der Schwarzarbeit, wenn nicht mehr nur der Lohn, sondern die Ausbeutung der Natur besteuert wird.

Warum ist es so schwer, dem weizsäckerischen Vorschlag wohlwollend zuzuhören? Zwei Momente lassen da die Syntonie nicht aufkommen: erstens ein verkrampftes Verständnis von Sozialgerechtigkeit, zweitens ein Schwund jedweder Sensibilität für die Teil-Habe, das heißt: die Proportionalität im Teilen.

Zum ersten: Von Friedrich Engels zu Milton Friedman und von der SPD zur CDU, ist die Verteilung des sozialen Produktes Grundlage eines gerechten Wohlstandes. Weltmarkt ist Selbstverständlichkeit. Soziale Gerechtigkeit fordert ökonomisches Wachstum: mehr Zucker und mehr Reis. Hand in Hand mit dem Anwachsen des Kuchens wird sowohl die ökologische Ausbeutung wie die Modernisierung der Armut und damit auch die "Kuchen-Abhängigkeit" der Armen legitimiert. Was hüben und drüben der jeweiligen "Mauer" - also heute noch in Miami und in Havanna - "geteilt" werden soll, sind "Werte", die in Geld bemessen werden können. Die zur Umverteilung vorhandene Geldmenge bleibt an die Besteuerung von Arbeit und Umsatz gebunden und damit bleibt auch die materielle Grundlage der Gerechtigkeit an das wachsende Sozial-Produkt gekettet.

Ähnlich wie Castro im Maßanzug vertritt Weizsäcker die Meinung, daß sozial-verträgliche Ware für weniger Geld wert-voller wäre. Wer störrisch die Gerechtigkeit auf Ver-teilung reduziert, der kann die Implikation der Energiesteuer nur mißverstehen. Er begreift nicht, daß die anvisierte Naturbeziehung sich in den knappheitsbezogenen Begriffen der Ökonomie gar nicht ausdrücken läßt. Und doch ist der Vorschlag eine Aufforderung dazu, soziale Gerechtigkeit 1995 für die Jetztzeit und nicht für das Industriezeitalter zu denken.

Die Analyse des Projektes nötigt uns aber noch zu einem zweiten Schritt: sie setzt voraus, daß wir an Wohlstand denken können, der nicht das Ergebnis von Immer-mehr, sondern von Angemessenheit ist. Besteuert werden soll ja nicht die Quantität von Produktion und Warenverkehr, sondern die unangemessene Ausbeutung der Umwelt. Proportionalität und nicht Prozente wären der Leitfadens gesellschaftlicher Orientierung.

INTERLUDIUM: Zum tónos:

Uns geht es um eben diese Kategorie, von der sich als "das rechte Maß", als "Verhältnismässigkeit", "Proportion" oder griechisch als tónos sprechen läßt, und zwar um ihre Geschichte. Wir wollen hier -angelegentlich einer Diskussion der Energiesteuer und im Rahmen der Einladung, das "Teilen" zu thematisieren - vom tónos als Grundlage des europäischen Kosmosbezuges handeln, also von einer zweitausendjährigen Tradition des menschlichen Selbst- und Weltverständnisses. Denn ohne die Wohlfahrt auf einen tónos, eine Spannung, eine Verhältnismässigkeit von Mensch und Natur aufzubauen, versinkt Weizäckers Vorschlag in adaptivem Utilitarismus, in systemorientierter Verwaltungstechnik oder diplomatischem Umwelt-Gerede.

Verhältnismässigkeit ist hundert Jahre vor der französischen Revolution als Leitbegriff und als Voraussetzung für eine Grundhaltung entthront worden. Ihr Verschwinden ist bisher kulturhistorisch kaum gewürdigt worden, obwohl die Entsprechung von oben/unten, rechts/links, makro/mikro bis zu diesem Zeitpunkt nicht nur das Denken bestimmt und die sinnliche Wahrnehmung gestimmt hat; ebenso war Verhältnismässigkeit auch für das Erlebnis des Körpers, des Gegenübers und des Geschlechtes orientierend. Der Raum war mit Selbstverständlichkeit orientierter Kosmos. Kosmos bezeichnete eine Ordnung der Gegenüberstellung, durch die die Dinge erst zustande kommen. Für diese Bezogenheit, diese Spannung oder Hinneigung von Dingen zueinander, ihren tónos, haben wir heute kein Wort mehr. Man kann nicht einmal sagen, daß im Sternenzelt unserer Begrifflichkeit eine neue Konstellation an die Stelle des Großen Bären getreten wäre; nein, der Himmel ist weg, dessen Sternbilder um die Achse der Bezogenheit kreisen konnten.

Aus dem Vorschlag von E.U.v. Weizäcker klingt uns die Forderung entgegen, uns neu an der Verhältnismässigkeit zu orientieren. Das ist weder Romantik, noch ein Zurückdrehen des Zeigers und schon gar nicht ein Verzicht auf soziale Gerechtigkeit. Ganz im Gegenteil: Wir wollen an einen tónos erinnern, der im Zuge der Aufklärung, als Opfer fortschreitender Mathematisierung der Wissenschaft und auch durch den Wunsch, Gerechtigkeit zu quantifizieren, verstummt ist. Proportionalität steht nicht auf der Liste, zu deren Diskussion Herr Professor Kornwachs uns eingeladen hat. Wir stehen also vor einer heiklen Aufgabe: dem "Teilen" seine bessere Hälfte wiederzugeben. Das gelingt uns vielleicht mit Musik.

DURCHFÜHRUNG DES THEMAS:

Als Plato ein Knabe war, hatte ihm sein Meister anhand des Monochords, eines länglichen mit einer Saite bespannten Kastens, demonstriert, was Proportionalität bedeutet. Wenn ihm beigebracht wurde, wie man mit Hilfe eines Stegs die Saite harmonisch unterteilt, so sollte er am Klang erkennen, in welcher Art und Weise die Abschnitte einander entsprechen. Musiké

war Ausbildung in der Kunst der Angemessenheit, also der Scham verwandt, der hybris entgegengesetzt, maßvolle Großgesinntheit, "Garant der rechten Mischung von Einsicht und Lust, der Schönheit, Wahrheit und das Gute beigemischt sind", kosmischer Widerklang. Weder primär innere noch äußere, weder moralische noch ästhetische Haltung, sondern eine entschiedene Gefäßtheit, die dem Wesen der Dinge hier, z.B. in Dorien entspricht, wie der diálektos, die dortige Rede.

Von "Tonart" zu sprechen wäre hier falsch am Platz. "Ton" war zur Zeit Platons keine Größe. Gehört wurde die Proportion der zwei Seiten einer Saite. Ein einzelner Ton war undenkbar, ebenso undenkbar wie ein Ethnien überspannendes Maß für Länge oder Gewicht. An Stelle von "Tonart" wäre es besser, von "Klangweisen" zu sprechen.

Es ging darum, der Ethoslehre gemäß in Athen zu musizieren, die Stimmung mit dem lokalen aulos und der kíthara zu finden, dem Anlaß entsprechend. Im génos war festgelegt, wie musikalisch zu handeln sei. Es galt einen Rahmen, ein Tongeschlecht zu wählen, in dem jeweils musiziert werden konnte. Dem liegt Proportion, lógos zu Grunde.

Was für uns "Wörter" sind, nannten die Griechen logoj, d.h. Bezüge. Und was wir leicht als Intervalle zwischen Tönen verstehen, wurde als ana-logía verstanden, als das gegenseitige Einstimmen von Bezügen. Und diese Stimmung mußte dem Ethos, eigentlich der "Gangart", der Gewohnheit, der Sinnesart entsprechen, die in Dorien anders war als in Athen. Innerhalb dieses ethnos lernte der Bub Plato über die Zahlenwerte des tónos nachzudenken, d.h. über die "Spannung" zwischen den Tönen.

Diese dissymmetrische, ihnen inhärente Hinordnung von zwei schwingenden Saiten aufeinander ist die "Proportion", die in der antiken Musik genossen wird. Die Wahl des Tongeschlechtes war kein "musikästhetisches Problem", sondern eine ethische Frage. Denn die Ethoslehre bestimmte, welches genos angemessen war. Das musikalische genos bildete immer auch eine Analogie zum genos des Spielenden, Singenden, Tanzenden. Ob Trauer oder Freude, Krieg oder Liebe, jede Gelegenheit hatte ihren Charakter. Wenn die Männer in den Krieg zogen, wurden die ernstesten dorischen Gesänge auf dem aulos begleitet, während ihre Frauen, auf der kithara äolische Weisen spielend, von ihnen Abschied nahmen. Die griechische Vorstellungswelt beruhte also auf zwei Grundlagen, der Angemessenheit des Ausdrucks, die in der Ethoslehre vermittelt wurde, und dem Ton als ana-logía, als Verhältnis.

Das ganze Mittelalter hindurch und bis ins 15. Jahrhundert hinein blieb Musik die Harmonie von Ethos und Proportion. Als 1436 in Florenz die Weihe von Santa Maria del Fiore, des neuen Doms, gefeiert wurde, stand neben Filippo Brunelleschi, dem Architekten der Kuppel, auch Guillaume Dufay, der Komponist der Festmotette. In der Musik, die für diesen Anlaß komponiert war, spiegelten sich die Proportionen des Bauwerks wider, und im Raum die Stimmen. Dufay war schon im modernen Sinne Komponist, so wie Brunelleschi ein berechnender, experimentierender Renaissance-Architekt war. Und doch war für beide die immanente, "kosmische" Ordnung aller Dinge im harmonischen Bezug aufeinander die Quelle des künstlerischen Schaffens.

Auf unserer Suche nach einem idealtypischen Gegenstück zum Monochord ist uns das moderne Klavier, das im Laboratorium des Hermann von Helmholtz stand, zum Emblem

geworden. An seiner gleichschwebend temperierten Stimmung läßt sich der krasse Gegensatz zwischen Musik und Akustik aufzeigen, der in seiner "Lehre von den Tonempfindungen als physikalische Grundlage für die Theorie der Musik" (1863) endgültig vollzogen worden ist.

Das Klavier, als Gegenspieler zum Monochord, verhindert die Wahrnehmung dessen, was harmonische Angemessenheit einst bedeutet hat. Jede seiner weißen und schwarzen Tasten schlägt Saiten an, die vorberechnete Halbtöne erzeugen. Die Herstellung dieses beschränkten Halbton-Angebotes war 1739 durch Leonard Eulers Anwendung von Logarithmen auf die Intervallberechnung möglich geworden.

Helmholtz ging von einem gleichschwebend temperierten Ohr aus und seine Experimente "beweisen", daß dieses Ohr für die Skala gebaut und mit den ihrer Stufenleiter entsprechenden Rezeptoren ausgestattet ist. Damit stülpt er den Hörvorgang um, wie 900 Jahre früher der Sehvorgang in den Schriften der Araber umgestülpt worden war, als nicht mehr der Sehstrahl vom Auge ausging, um sich mit seinesgleichen zu vermählen, sondern der vom Objekt zurückgeworfene Licht-Strahl die Oberfläche der Dinge auf der Netzhaut abzubilden begann. So wie seit dem Jahr Eintausend die Opsi, also die Anleitung zum rechten Blicken, durch die Optik, also die Lehre von den Gesetzen der Lichtbrechung, ersetzt worden war, so wird mit Helmholtz die Musik als die Lehre von der Angemessenheit der Spannungen im Makro- und Mikrokosmos durch die Akustik, also die Lehre von der Mechanik und Physiologie der Resonanz von gleichschwebend temperierten Intervallen, ersetzt. Der Kosmos ist damit abserviert.

CODA:

Nicht nur das Hören und das Sehen wurden umgestülpt, nicht nur die Sinne, sondern auch das Wünschen, und so verschwand das Gute und wurde durch den Wert ersetzt. Dieser Vorgang liegt im Fokus jenes Gespräches in Bremen, in dem die beiden Autoren sich daran gemacht haben, hier die Schattenseite des "Teilens" hervorzukehren.

So fällt z.B. der große Umbruch in der Medizin in die Epoche der gleichschwebenden Temperierung: der Landarzt stellt sich noch bis ins späte 18. Jahrhundert die Aufgabe, aus der Anamnese, der Erzählung einer Lebensgeschichte, die Disharmonien der Säfteverhältnisse des Kranken zu diagnostizieren, und er sieht die Wiederherstellung ihres Gleichgewichtes als seine Aufgabe an. Physiologie ist noch das Wissen um die Proportion der inneren Flüsse. Wie in der Akustik, so wird auch in der Medizin die normgerechte physiologische Interaktion von Organen erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Ideal von Gesundheit.

Barbara Duden hat gezeigt, wie tief der Verlust der Proportionalität die Anatomie, den Bauplan des Menschen, verändert und damit die Definition vom "Mensch-Sein" zu etwas Beliebigem, Gleichschwebenden gemacht hat. Bei Thomas von Aquin ist Mensch nur der Geborene: derjenige, dem seine Natur, also der Mutterleib, ein Gegenüber war. Noch im ganzen 18. Jahrhundert wird der menschlichen Leibesfrucht deshalb das Menschsein abgesprochen, weil keine vorkindliche Proportion von Kopf zu Leib und Gliedmassen menschlich sein kann. Das wasserköpfige, krummbeinige, stummelarmige, dickbäuchige Wesen, das gelegentlich herauskommt, wird als Mondkalb, Monstrum, Mole oder Klumpen gesehen, aber nicht als Kind. Der Frauenleib ist noch kein Klavier.

Wie in der Medizin die Proportionalität so verschwindet auch in der Architektur um 1700 der Goldene Schnitt als der tónos für den Grund und Aufbau. Das Funktionale überwindet das Proportionierte in Entwürfen, Planungen und später im Design. Ähnliches gilt auch in der Wirtschaft. Um 1700 beginnt besonders in Frankreich die geographische Identifikation des wirtschaftlichen und des politischen Raumes. Bis dahin war meist der Scheffel, die Tonne, das Faß und das Fuder, der Morgen und der Schlag etwas anderes diesseits und jenseits der Grenze und damit auch der Inhalt - ob Körner, Wein oder Holz – ethos-bezogen. Maßvoll in den eigenen Grenzen, bemessen erst, wenn durch Entwurzelung temperiert. Temperierte Meßwerte und die Konvertibilität der Währungen sind konstitutive Elemente des Weltmarktes.

Selbst in der Sinneswahrnehmung schlug sich diese Veränderung nieder. Vor dem Aufkommen der Idee der Temperatur waren Quellen immer wärmer im Winter und kühler im Sommer. An dieser sinnlichen Wahrnehmung bestand kein Zweifel, auch wenn die Gelehrten uneinig waren, ob die krasis, also die Säftemischung in der Erde im Winter, einen kosmischen Säfte-Ausgleich schuf oder ob die gute Natur zur Dämpfung der Jahreszeit beitrug. Zur Vorstellung von "Temperatur" und ihrer Messung kam es erst, als die Ausdehnung des Quecksilbers in den dünnen Glasröhren aus Venedig an einer gleichgeteilten Skala abgemessen werden konnte. Wie Ohr und Auge wird auch die Autozeption temperiert. Achtzehn Grad über Null im Zimmer hat nun einen Stellenwert im Wohlbefinden wie der Kammerton 440 Herz im Klang.

Auf diesem Weg verschwindet auch die Lehre vom sensus communis, dem common sense oder Gemeinsinn, dem in Medizin und Philosophie die Aufgabe zugeschrieben worden war, die Verhältnismässigkeit unter den Wahrnehmungen der einzelnen Sinnesorgane herzustellen. Diesen "Sinn" gibt es seit dem 17. Jahrhundert in der Medizin nicht mehr als Organ. Aber in der Jurisprudenz bleibt er noch über zwei Jahrhunderte als die eingeborene, untrügliche Fähigkeit, das gute Maß zu erkennen, das im common law als "the rule of the common man" erscheint. Aber auch im Rechtswesen hat inzwischen die Forderung nach der Absicherung von operationell verifizierbaren Ansprüchen einen fast unüberwindlichen Verdacht auf jedes Urteil des alten "Gemeinsinnes" geworfen. Das Wort "Gemeinheit", das im Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm noch als ein schönes, starkes, altes Wort erscheint, besagt jetzt "Niedertracht".

Auch aus der Ethik verdrängt der Wert weitgehend das Gute. Wert ist zwar ein altes Wort, es stand nahe der Würde, bezeichnete Kostbares, ja Herrliches und stand schon früh für den Kaufpreis. Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts dehnt sich der Wert und bezeichnet, was immer wünschenswert, nützlich, ja pflichtgemäß ist; er tritt im Diskurs an die Stelle des Guten. Heute ist ein Wert, was immer auf der positiven Seite vom Nullpunkt steht. Ohne Zungenschlag spricht man von negativen Werten.

Werte in der Ethik sind einer immanenten, konkreten Verhältnismässigkeit ebenso entgegengesetzt wie die Klänge von Helmholtz. Mit Werten läßt sich alles in alles transponieren, wie mit gleichschwebend temperierten Tönen. So wie die Klangfarbe die Saite ersetzt, so daß man am Klavier eine Geigenstimme spielen kann, erlaubt die Ethik der Werte es - mit ver-rückter Konkretheit (mis-placed concreteness) -, von menschlichen "Problemen" zu sprechen.

Werte sind dem tónos, der konkreten Spannung einer Gegenseitigkeit abhold. In der Verwertung des Guten erlischt die Vorstellung von jener "natürlichen Neigung", die allen Dingen innewohnt und die bis ins 18. Jahrhundert hinein als "natürliche Liebe" und Vorstufe der Freundschaft unter Menschen verstanden worden war. Der tónos ist aus dem "Teilen" verschwunden. Griechische Weisen auf dem Klavier? Das geht nicht!

Weizäckers Vorschlag ist für uns deshalb brisant und er bleibt es, auch wenn seine Verwirklichung ein neues, besser temperiertes Wohlstandsmodell hervorbringt. Hingegen stoßen wir an auf seine Forderung nach naturgerechter Verhältnismässigkeit, die eine Aufforderung zum Auszug aus dem (gleichschwebend) temperierten Universum ist, den Illich mitfeiert, wenn er dem dum und dem tak zwischen Rieger und seinem Trommelmeister lauscht.